

Gescheit und doch gescheitert

Von Barbara Lukesch

• *Schon früh war Daniel seinen gleichaltrigen Kameraden um einige Jahre voraus. Jetzt kämpft er in seiner Klasse um den Anschluss*

Ein Vertrag regelt den Einfluss der Mutter auf ihren Sohn



Niklaus Spoerri

Als Daniel Hagnauer in den Kindergarten ging, lernte er Schach spielen und trug die ersten Partien gegen seinen Vater aus. Wenn er verlor, setzte es ein Drama ab: Der Fünfjährige tobte, schmiss Gegenstände zu Boden und war verzweifelt. Gnadenlos verlangte er sich selber Spitzenleistungen ab. Sein Hochdeutsch war bereits ausgezeichnet; sein Wortschatz bestach durch seine Vielfalt. Witzige Sprachspiele kamen ihm leicht über die Lippen. Auf langweiligen Autofahrten vergnügte er sich mit mathematischen Kombinationen, angesichts deren seine gleichaltrigen Freunde mit Irritation reagierten.

Auch in der Primarschule brillierte er als Rechenkünstler. Aufgaben hatte er stets sofort gelöst, und bereits vor Stundenende durfte er auf den Pausenplatz. Handwerklich zeigte er früh sein Talent für Ton- und Holzarbeiten. Gedichte lernte er mit links auswendig. Trotzdem realisierte der Knabe selber erst in der vierten Klasse, dass er «ein paar Sachen

schneller kann als die anderen». Eine Potentialabklärung ergab schliesslich, dass er seinen Mitschülern in nahezu allen Fächern um drei bis vier Jahre voraus war: Daniel ist also ein hochbegabtes Kind oder – wie es die Fachleute inzwischen lieber hören – «ein Kind mit deutlich überdurchschnittlichen Fähigkeiten».

Heute ist er dreizehn Jahre alt, besucht die erste Klasse des Gymnasiums Rämibühl in Zürich – und bangt, ob er die Probezeit besteht oder an die Sekundarschule wechseln muss. Drei «Ungenügende» in Mathematik, aber auch in einigen anderen Fächern ist er höchstens mittelmässig. Er gilt als passiver Schüler, der nur das Nötigste zum Unterricht beiträgt. Wenn er den Anschluss nicht verpassen will, muss er tüchtig zulegen.

Plötzlich ein Problemfall

Was ist in der Zwischenzeit passiert? Erste Alarmzeichen zeigten sich eigentlich schon früh, nur war niemand da, der adäquat darauf zu reagieren wusste. Daniels Schrift war stets «kraklig», wie sich seine Mutter Bettigna Hagnauer ausdrückt; seine Deutschsaetze enthielten in der Regel höchstens Vier-Wörter-Sätze und hinterliessen einen «kargen Eindruck», obwohl der Knabe längst über ausgezeichnete rhetorische Fähigkeiten verfügte. Ein Psychomotoriktherapeut erhob, dass Daniel «viel schneller denkt, als er es schriftlich festhalten kann». Eine bestehende Analyse – doch sie blieb folgenlos.

Der Knabe wurde zusehends zum «Problemfall» für seine Lehrerinnen und Lehrer. Man bremste den kraftigen und geschickten Schüler im Sportunterricht; in den Mathematikstunden wurde er kaum noch drangenommen, weil er ja sowieso alles wusste. In der fünften Klasse gab ihm eine Vikarin den Rest: «Ihr Unterricht war ja so doof», sagt er mürrisch. Stets habe sie alles hundertmal erklärt, obwohl er schon beim erstmaligen drauskommen sei: «Es war todlangweilig, da hat's mir einfach ausgehängt.»

Als er einen Vortrag zum Thema «Telefon» schreiben sollte, liess er die dreiwöchige Vorbereitungszeit ungenutzt verstreichen und raffte sich erst in allerletzter Minute, von seiner Mut-

ter unter Druck gesetzt, dazu die Arbeit an die Hand zu nehmen. Innert weniger Stunden zauberte er ein kleines Meisterwerk aus Papier und erntete am folgenden Tag grosses Lob in der Schule. Seine Mutter, selber Lehrerin und damals in der Schulpflege aktiv, reagierte alarmiert: «Damals wurde mir bewusst, welche Kapazitäten bei meinem Sohn brachlagen.»

Doch zu jenem Zeitpunkt steckte Daniel bereits tief in der Krise. Er schlief schlecht, begann, Fingernägel zu kauen, war zapplig, missmutig, depressiv, schottete sich ab, trat plötzlich aggressiv auf und spielte den Clown, obwohl er – nach Einschätzung seiner Mutter – «eigentlich traurig war». In der Schule ging er nur noch wegen seiner Kollegen; sein Überdruß gipfelte in dem Spruch, dass er den Mathematikunterricht wesentlich besser abhalten könnte als die Vikarin.

Daniel litt unter chronischer Unterforderung, ein Zustand, der nach Aussagen der Zürcher Expertin Joëlle Huser «den gleichen Stress wie Überforderung erzeugen und die Betroffenen stark blockieren kann». Ihre Motivation, Neugier und Begeisterungsfähigkeit brechen ein. In der Folge werden sie zu sogenannten «Minderleistern» oder «hochbegabten Schulversagerinnen» – ein Phänomen, so Huser, «das bei Kindern wie Daniel nicht selten auftritt und Anlass zu grossem Leiden ist».

Hier das Etikett «hochbegabt», das gern Bilder von kleinen Genies und

Daniel schlief schlecht, kaute Fingernägel, war zapplig, depressiv und schottete sich ab.

Wunderkindern hervorruft, da Schulprobleme und schlechte Noten – kein Wunder, stehen selbst Lehrkräfte ratlos vor diesen Zöglingen oder erheben mit unqualifizierten Bemerkungen sogar noch den Druck. Hohe Erwartungen an ihre Leistungsfähigkeit haben nicht nur Lehrer, Eltern oder Schulkameraden, sondern in hohem Masse auch sie selbst. Ihr Perfektionismus, sagt Huser, sei häufig dermassen ausgeprägt, dass sie aus Angst vor dem Versagen gewisse Aufgaben

gar nicht erst in Angriff zu nehmen wagten. Wenn ihnen dann doch einmal ein Fehler unterlaufe, reagierten sie irritiert: «Ungeübt im Umgang mit Frustrationen», konstatiert sie, «kann eine solche Erfahrung zu starken emotionalen Reaktionen führen.»

Kommt hinzu, dass diese Kinder oftmals über keinerlei Lerntechnik verfügen. Wo hätte denn Daniel, dem stets alles in den Schoss gefallen ist, auch lernen sollen, wie er seine Zeit oder ein bestimmtes Arbeitspensum einteilen muss? In den ersten Primarschuljahren wurstelte er sich noch bestens durch. Hausaufgaben hatte er eigentlich nie. Heute aber leidet er darunter, dass er den anspruchsvolleren Gymi-Stoff kaum zu strukturieren vermag und damit oftmals schlecht vorbereitet an eine Prüfung geht.

Bettigna Hagnauer steht mitunter vor einem schier unlösbaren Dilemma, wenn sie ihrem Sohn helfen will. Die Lehrerin hat sich im Laufe der Jahre zwar zur Expertin für «Hochbegabung» entwickelt und ist selber in der Beratung tätig, doch wenn es um Daniel geht, weiss sie oft nicht weiter. Den Entscheid, ihn anstelle der sechsten Primarklasse in das private Zürcher Freie Gymnasium zu schicken, hält sie nach wie vor für richtig. Immerhin sah sich Dani dort für einmal gezwungen, Hausaufgaben zu machen. Doch die Frage, wieviel Druck und Kontrolle er von ihrer Seite erträgt, beschäftigt sie nach wie vor. Vor kurzem haben die beiden einen schriftlichen Vertrag abgeschlossen, der die mütterliche Einflussnahme stark zurückbindet: «Ich muss Daniel loslassen», sagt Bettigna Hagnauer, «und ihn selber beweisen lassen, ob er fürs Gymnasium reif ist oder nicht.»

Dass sie ihn seinerzeit gegen seinen Willen und kaum vorbereitend an die Sekundarschulprüfung drängte, bei der er prompt durchfiel, taxiert sie heute als Fehler. In der Folge erlebte der stets gut integrierte Knabe erstmals Hänseleien und Schadenfreude: «Und das soll der übergescheite Typ sein!» riefen ihm einzelne Mädchen und Knaben aus seiner Klasse unter die Nase. Ausgrenzungserfahrungen sind unter diesen Kindern weit verbreitet. Schnell einmal gilt eines von ihnen als «Klugscheisser», «Streberin» oder «Professor»

und wird vom Rest der Klasse gemieden. Nicht zuletzt aus Angst davor wagen vor allem Mädchen oftmals nicht, ihre volle Leistungsfähigkeit zu zeigen, und werden notgedrungen zu «Minderleisterrinnen». Die zwölfjährige Melanie hatte Phasen, in denen sie daheim an ihrem Computer die ersten Kapitel eines Romans entwarf und zur gleichen Zeit bewusst Fehler in ihren Schulaufsätzen machte, um nur eine mittelmässige Note zu bekommen und nicht als Musterschülerin gebrandmarkt zu werden.

Den Wunsch, als ganz normal wahrgenommen zu werden, empfinden viele dieser Kinder. Auch Daniel notigte seiner Mutter das Versprechen ab, seinen neuen Lehrern nichts von seiner Hochbegabung zu erzählen, als er diesen Sommer ans öffentliche Gymnasium Rämibühl wechselte. Doch als der Dreizehnjährige immer schlechtere Leistungen brachte und unter immer schwereren physischen und psychischen Symptomen wie Kopfschmerzen und Depressionen litt, war sie gezwungen, sich mit seinem Klassenlehrer und der Schulpsychologin zu verständigen.

Ihr Sohn hatte begonnen, seine schlechten Noten vor ihr zu verheimlichen, und hatte damit das Vertrauensverhältnis der beiden auf eine harte Probe gestellt. Heute ist ihm immerhin bewusst, dass er mehr Fleiss

an den Tag legen muss, wenn er im Gymnasium bleiben will.

Daniel hat eine schwierige Zeit vor sich. Denn hochbegabte Kinder verfügen nicht nur über überdurchschnittliche intellektuelle Fähigkeiten, sondern auch über ein hohes Mass an Sensibilität. So ist ihre Lust zu lernen dann am grössten, wenn ihnen eine Lehrperson sympathisch ist und auf ihre Stärken und Interessen eingeht. Auch berühmte Männer wie Albert Einstein, Richard Wagner oder Eduard Mörike sahen nicht ein, warum sie Dinge lernen sollten, die sie nicht interessierten, und wurden zu klassischen Schulversagern. Joëlle Huser konstatiert: «Kinder mit überdurchschnittlichen Fähigkeiten fordern von den Lehrern etwas sehr Anspruchsvolles, nämlich einen Unterricht, dessen Sinn sie einsehen.» Rechtschreiberegeln zu büffeln, sagt die Expertin, leuchte ihnen nicht ein, wenn sie daheim ein Korrekturprogramm auf ihrem Computer haben.

Neue Angebote

Gegenmassnahmen sind gefragt, gelten doch immerhin zehn bis fünfzehn Prozent aller Schüler und Schülerinnen als ernsthaft unterfordert. In der Stadt Zürich wird ab kommendem Januar versuchsweise das Förderkonzept «Universikum» umgesetzt, das einmal pro Woche besonders begabte Kinder aus verschiedenen Klassen zu einem halben Tag Förderunterricht zusammenfasst. Darüber hinaus plädiert Huser für Niveaugruppen, individualisierende Unterrichtsformen, vermehrte wettbewerbs- und interessenorientierte Projektangebote, mit denen schon heute gute Erfahrungen gemacht werden: Als Melanie elf Jahre alt war und eine grosse Arbeit zu dem von ihr selbst gewählten Thema «Ex-Beziehungen» verfasste, blühte sie sichtlich auf.

Für «kognitiv hochbegabte Kinder, also zwei bis drei Prozent», so der Schulleiter Jean-Jacques Bertschi, gibt es in Zürich seit August die Privatschule Talenta. Zur Zeit werden hier elf Primarschüler von zwei Lehrkräften – 120 Stellenprozent – in Kleingruppen und nach individuellen Bedürfnissen unterrichtet. Das kostet die Eltern monatlich 1800 Franken.

Die Schweiz im 20. Jahrhundert

In 100 Ansichten

Eine Serie von Markus Kutter und André Salvvisberg

Jeden Montag in der **Basler Zeitung**